

Otto Friedrich Bollnow

Besprechung:

Kultur und Erziehung. Beiträge aus Deutschland und Japan. Nr. 1, Aug. 1969, Toyokan-Verlag A. G. Chiyoda-ku Kanda Awaji-cho 2—13, Tokio-Japan.*

Unter dem Titel „Kultur und Erziehung“ ist das erste Heft einer zweisprachigen Zeitschrift erschienen, in der sich japanische und deutsche Pädagogen zum Zweck einer engen, über die Grenzen der beiderseitigen Kulturen hinausreichenden wissenschaftlichen Zusammenarbeit vereinigt haben. M. Murai zeichnet als Herausgeber, K. Nagai als Schriftleiter. Das von K. Suzuki verfaßte Nachwort bezeichnet die Aufgabe folgendermaßen: „Die vorliegende Zeitschrift verfolgt einen doppelten Zweck: einerseits den Deutschsprechenden die sonst aufgrund der Sprachschanke nur schwer zugängliche japanische Kultur und Erziehung nahezubringen und anderseits die japanischen Leser mit den neuesten Ideen und Strömungen in der deutschen Erziehungswelt bekannt zu machen und so den japanischen Erziehungskreisen — Theoretikern wie auch Praktikern — neue Impulse zu geben“ (S. 95). (Das von mir beigesteuerte Geleitwort lasse ich zur weiteren Kennzeichnung der Aufgabenstellung in dem der japanischen Übersetzung zugrundeliegenden Text folgen.) Die Anlage des Hefts ist so, daß die Beiträge der deutschen Autoren in japanischer, die der japanischen Autoren in deutscher Übersetzung gebracht werden. Das hat zur Folge, daß man den Inhalt der deutschen Beiträge nur aus den sonstigen Veröffentlichungen der betreffenden Autoren erschließen kann. Es sind dies im vorliegenden Heft: Geleitwort von O. F. Bollnow, Das Problem einer philosophischen Grundlegung der Pädagogik von J. Derbolav, Bildungsstrukturen in Ost und West von L. Froese, Problem und Methode einer pädagogischen Anthropologie von F. Kümmel, Pädagogische Überlegungen zum Problem des kindlichen Spracherwerbs von H. Hornstein.

Der japanische Teil besteht außer einem Geleitwort von M. Murai aus drei Aufsätzen von M. Murai, K. Nagai und H. Nishimura. In seinem Geleitwort geht Murai von dem um 1890 einsetzenden Einfluß der deutschen Kultur aus, der sich trotz der durch das Ende des Zweiten Weltkriegs bedingten Unterbrechung auch weiterhin auswirkt. Er sieht die japanische Aufgabe darin, „wie man das Kulturerbe von Kant und Goethe, Herbart und Pestalozzi . . . mit der eigenen Volkskultur und dem Erbe des Konfuzianismus und Buddhismus für die Gegenwart verbinden und wie man darauf die zukünftige Kultur aufbauen sollte“ (S. 55). Weitere Probleme ergeben sich aus der Auseinandersetzung der alten Tradition mit der modernen weltumspannenden Technik, und er fügt hinzu: „Wir haben ein großes Interesse daran, zu erfahren, welche Lösung die Deutschen auf diese Probleme finden“ (S. 55).

In dem Aufsatz „Das Wesen der Pädagogik“ weist Murai noch einmal auf die Diskontinuität in der Entwicklung der modernen japanischen Pädagogik hin. Während bis zum Zweiten Weltkrieg unter deutschem Einfluß (Eucken, Natorp, Dilthey, Spranger usw.) eine vorwiegend philosophische Pädagogik entstand, die sich wenig um die empirische Forschung kümmerte und leicht auch der Verlockung zur grenzenlosen Spekulation erlag, hat sich seitdem nach amerikanischen Vorbild die Vielzahl der empirischen Wissenschaften vom Menschen entwickelt, die man mit den bisherigen Fächern zusammen in Pädagogischen Fakultäten vereinigte, ohne damit eine einheitliche Erziehungswissenschaft zu schaffen. Die Pädagogik, so faßt er zusammen, „befindet sich nach wie vor in einer Situation, daß sie zwischen ihrem am Himmel hängenden Kopf (der Erziehungsphilosophie) und ihren an der [137/138] Erde festgefesselten Gliedern (den empirischen anthropologischen Wissenschaften)

* Die Besprechung ist (zusammen mit einem Geleitwort für die Zeitschrift) erschienen in der Pädagogischen Rundschau, 24. Jg. 1970, S. 137-140. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

ihren eignen Körper nicht zu finden vermag. Die sogenannte pädagogische Philosophie leidet an ihrem seit je unveränderlich bleibenden Großkopf, und die anderen Wissenschaften bewegen sich ohne Interesse für deren Kopf, nach eigenem Belieben“ (S. 70). Er aber will „eine Pädagogik mit einem zuverlässigen Körper zu Lösung der einander durchdringenden verschiedenen Erziehungsprobleme“ aufzeigen (S. 70).

Hierzu unterscheidet er eine doppelte Betrachtungsweise: die Frage, „wie soll man erziehen?“ und die Frage, „was Erziehung ist“ (S. 57). In der ersten geht es um die Probleme, die aus der Erziehungspraxis selber hervorgehoben. Es sind die ewigen Fragen: „Was für Menschen soll man bilden?“ „Mit welcher Methode soll man erziehen?“ „Was soll man lehren?“ (S. 63). Murai spricht allgemein von „Erziehungsproblemen“. Zu ihrer Lösung dienst zunächst der gesunde Menschenverstand. Daraus ergibt sich sodann eine eigne (spekulative) Form der Theorie. Murai bezeichnet sie (mit einem vielleicht nicht ganz glücklich übersetzten Wort) als „Gedanke“. Aber so notwendig sich dieser „Gedanke“ entwickelt, so kann er doch noch keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben. Diese entwickelt sich erst, wenn die Erziehungsprobleme zum Gegenstand einer systematischen empirischen Forschung gemacht werden, und so versteht Murai die Pädagogik als „Wissenschaft der Erziehungsprobleme“ (S. 64, 66, 70).

Dazu aber genügt es nicht, daß die Pädagogik die Ergebnisse der sonstigen empirischen anthropologischen Wissenschaften (Psychologie, Soziologie usw.) auf die Erziehung angewendet. „Vielmehr soll die Pädagogik selbst eine empirische Wissenschaft sein“ (S. 71). Aber sie ist dann eine empirische Wissenschaft besonderer Art, und Murai präzisiert seine These sogleich dahin, daß „sie erst durch ihre Entwicklung zu einer solchen von den obengenannten Wissenschaften völlig unterschiedlichen Wissenschaft werden und mit diesen in einem engen Mitverhältnis stehen“ kann (S. 71). Der Grund dafür liegt in einem eigentümlichen Zirkelverhältnis, in dem die Erziehungswissenschaft zu der schon vorher bestehenden Erziehungspraxis und den daraus erwachsenen „Gedanken“ steht. „Die Erziehungspraxis (ist) die Grundlage der Erziehungswissenschaft und zugleich deren Ziel“ (S. 72). Daraus ergibt sich „die ununterbrochene Kreisbewegung, die auf das Verhältnis zwischen Praxis, Gedanken und Wissenschaft hinweist“ (S. 72).

In dem zweiten Aufsatz behandelt K. Nagai „Baigans Theorie des Herzens.“ Indem er den bei uns unbekannten japanischen Moralisten Baigan Ishida (1685—1744) der deutschen Pädagogik vorstellt, will er zugleich in die Eigenart der japanischen Tradition einführen und „Vor- und Nachteil der japanischen Denkart und -weise“ (S. 76) verdeutlichen. Der Grundbegriff des Baiganischen Denkens ist das „Herz“, aber das Wesen des hier mit „Herz“ Bezeichneten ist begrifflich sehr schwer zu bestimmen. Der Verfasser geht von dem Wort Baigans aus: „Das Herz geht über alle sprachlichen Bezeichnungen“ (S. 74). Darum heißt es weiter in typisch östlicher Geisteshaltung: „Keine schriftliche oder mündliche Erfahrung trägt zum Verstehen des Herzens bei. Nur in und mit dem eigenen Ich kann man es begreifen“ (S. 74). Es wohnt im Innern des Menschen, aber es ist zugleich die Seele des umgreifenden Alls; beide sind jenseits des Gegensatzes von Subjekt und Objekt im Innersten identisch, und der Mensch ist so einbezogen in das All. Aber das ist bei ihm nicht im Sinn einer kosmologischen Spekulation verstanden, sondern als der „moralische Weg zum wahren Menschsein“ (S. 78). „Baigan glaubte, ins Herz einzusehen und es zu erkennen, sei zum wahren Menschen zu werden“ (S. 77), oder anders gewandt: „die Natur erkennen sei nichts anderes als so handeln, wie die Natur es befehle“ (S. 78). Sein Denken ist ganz aufs praktische Handeln gerichtet.

Damit steht Baigan im Zuge der großen konfuzianischen Tradition, und es ist für einen Europäer schwer, hier den Grad seiner Selbständigkeit zu beurteilen. Das Entscheidende für den Verfasser ist auch die Anwendung dieser alten Lehre auf eine neue geschichtliche Situation und damit ein Beitrag zu dem Problem: Oberlieferung und moderne Welt. Baigan lebte in ei-

ner Zeit, die noch ganz von der feudalen Lebensordnung beherrscht war. Eine [138/139] eigne bürgerliche Moral gab es noch nicht. „Es wäre nicht übertrieben, wenn ich schreibe, daß die Bürger damals kaum noch als Menschen behandelt werden“ (S. 79). Baigans Lehre vom Herzen aber mußte notwendig zur Auffassung einer grundsätzlichen Gleichwertigkeit aller Menschen führen; „denn alle Menschen seien vom Himmel geboren und es bestünden keine wesentlichen Unterschiede zwischen diesen“ (S. 79). Darum versucht er, der selber als Handelsmann tätig gewesen ist, eine selbständige bürgerliche Moral zu entwickeln, die auch den bürgerlichen Beruf in seiner notwendigen Funktion erkennt. Aber damit ist, nach Nagai, zugleich seine Grenze gegeben: In aller Bemühung um eine eigne bürgerliche Moral bleibt ihm die damalige feudale Gesellschaftsordnung eine selbstverständliche Gegebenheit. Nur in ihrem Rahmen sucht Baigan die Reform. Sie selbst wird noch nicht angegriffen.

Das steht für Nagai zugleich in einem beachtenswerten größeren Zusammenhang: Weil die japanische Bürgerschicht des 18. Jahrhunderts nicht die politische Energie entwickelte, sich mit der feudalen Welt kritisch auseinanderzusetzen, blieben ihre Leistungen auf eine — allerdings sehr reich entfaltete — Blüte des künstlerischen Schaffens beschränkt. Die spätere Modernisierung Japans mußte von einer andern Seite, nämlich aus dem Kreise der Samurais selbst, ausgehen.

In diese Zeit führt dann der dritte japanische Beitrag, nämlich das erste Heft von Fukuzawas „Förderung des Studiums“ mit Anmerkungen und einer kurzen historischen Einleitung von H. Nishimura. Yukichi Fukuzawa (1835—1901) wird hier als der bedeutendste Vorläufer der Meiji-Kultur vorgestellt, der überzeugt war, daß in seiner Zeit der tiefgreifenden politischen Wandlungen „der Staat nur durch die Jugenderziehung der nächsten Generationen gestärkt werden könne“ (S. 85), und der dafür in der von ihm begründeten Keio Gijuku Universität wie in zahlreichen, in Millionen-Auflagen verbreiteten Schriften eintrat. Als Hauptwerk gilt seine 1872—1876 in 17 Heften erschienene „Förderung des Studiums“, von der Nishimura bemerkt: „Sein Kampf gegen den Konfuzianismus und gegen die Herrschaft der feudalistischen Familienabstammungsordnung war so heftig, als müßte er allein die ganze Welt wachrütteln. Was seine Mitmenschen am meisten erstaunte, war besonders seine Befürwortung eines neuen Gedankens von Volksrechten und Freiheit“ (S. 85). Das erste Heft, das hier in deutscher Übersetzung vorgelegt wird, ist ein wertvoller Beitrag zum Verständnis der neueren japanischen Erziehungsgeschichte.

„Der Himmel (hat) den Menschen paritätisch mit anderen Menschen geschaffen, ohne Unterschied des Standes“ (S. 86), so beginnt diese Schrift. Das klingt wie eine Wiederaufnahme der Baiganschen Gedanken, aber in einer veränderten politischen Wirklichkeit gewinnt diese Feststellung eine ganz andre Wucht. Nach der Aufhebung der Standesschranken ist das „Studium“ der angemessene und jedem offen stehende Weg, sich eine Stellung in der Welt zu verschaffen. „Wer fleißig studiert und die Dinge richtig erlernt, der kann Edelmann werden und Reichtum erlangen. Nur der Unwissende bleibt arm und von niedrigem Stand“ (S. 87). Aber das „Studium“ ist nicht mehr im Sinn der chinesischen Überlieferung als weltfremde Buchgelehrsamkeit verstanden, sondern zunächst einmal gerichtet „auf den Erwerb von Kenntnissen, die man direkt in der alltäglichen Arbeit anwenden kann“ (S. 87). Damit verbindet sich sogleich ein weiteres Problem. Typisch japanisch heißt es in der Fortsetzung: „Für das Studium ist es wichtig, daß der Mensch sein Maß und sein Ziel behält“ (S. 88). Wenn er in der Gesellschaft eine gehobene Position errungen hat, dann muß er zugleich sich selber dieser Position entsprechend ausbilden, er muß „Vermögen und Tugend dieser Position gemäß besitzen“ (S. 91). Und dazu ist (obgleich es im Text nicht deutlich abgehoben wird) über das Praktische hinaus eine höhere Bildung erforderlich. Die Menschen müssen „über sich selbst nachdenken und ihr Bewußtsein entfalten, da sie nun eine hohe Position besitzen und daher kein gemeinsames Benehmen an den Tag legen dürfen“ (S. 91). Nur in einem so gebildeten Volk ist dann auch eine freiheitliche Verfassung möglich. „Wenn das Volk seinen Geist auf das Studium

richtet, wenn es die Vernunft und Logik erlangt und die Zivilisation entwickelt,“ so muß sich die Regierung zur Freizeit und Milde bewegen“ (S. 91). [139/140]

So ergänzen sich die drei japanischen Arbeiten in glücklicher Weise. Während die eine unmittelbar in die gegenwärtige Methodenproblematik der Pädagogik hineinführt, geben die beiden andern einen Blick in die der deutschen Pädagogik weitgehend noch unbekannte japanische Geistes- und Erziehungsgeschichte, in der sich trotz aller Verschiedenheit der Kulturen letztlich dieselben menschlichen Grundprobleme spiegeln. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich aus diesem Anfang ein für beide Seiten fruchtbare Gespräch zwischen der japanischen und der deutschen Pädagogik entwickelt.

Otto Friedrich Bollnow